

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„La Famille Brontë“, von Robert de Traz

„Der Wind weht wo er will“ steht im Evangelium geschrieben. Es ist wahrscheinlich, dass der menschliche Geist niemals in das Innerste des Mysteriums eindringen wird, in das Herz des Genius. Er wird sich damit begnügen müssen, durch Gegenüberstellung der mannigfaltigen Offenbarungen des Genius jene „negative Fähigkeit“ zu erfassen, welche John Keats in Shakespeare erkannte: „Ich meine ... jene Fähigkeit ... vom Mysterium umfassen zu bleiben ... ohne Drang und Willen, es auf Tatsache und Ursache zurückzuführen.“ Aber die Wege, die der Genius einschlägt, werden immer Gegenstand leidenschaftlicher Betrachtung sein und die Familie Brontë bleibt ein klassisches Beispiel für diese unerforschlichen Wege. Denn hier handelt es sich nicht um ein bestimmtes geniales Individuum, sondern um das Befallenwerden einer ganzen Familie durch den Genius (der Ausdruck ist keineswegs übertrieben). Diese Landpfarrersfamilie in einem entlegenen Dorf in Yorkshire, welche väterlicherseits von schlichten Bauern, mütterlicherseits von kleinen nonkonformistischen Geschäftsleuten abstammte, lebte ohne Berührung mit der Welt, mit Menschen oder Büchern, in einem geistigen Vakuum.

Im Jahre 1825 kam der Rev. Patrick Brontë, der eines von zehn Kindern eines irischen Bauern war und seinen Aufstieg vom Vaterhaus durch die Dorfschulmeisterei bis Cambridge und zur Kirche erkämpft hatte, mit seiner Frau und sechs kleinen Kindern, fünf Mädchen und einem Jungen, nach Haworth. Ohne grosse Anstrengung der Phantasie erkennen wir, dass das Schicksal diese Menschen bei ihrem Einzug in die graue Pfarrei geleitet haben muss, um sie dort auf die Probe zu stellen. Heute noch pilgern zahllose Männer und Frauen dahin, die Charlotte und Emily Brontë neue Einblicke in menschliche Leidenschaft und geistige Erfahrung verdanken. Die Moorlandschaft von Yorkshire, eine in ihrer Trostlosigkeit erhabene Gegend, entrollt sich an der Schwelle der Türe. Es gab dort keinerlei Gesellschaft, kaum eine Erziehungsmöglichkeit für die pfarrherrlichen Kinder. Die glühende Intensität ihrer Phantasie loderte innerhalb dieser grauen Mauern, schweifte uferlos über die stumme Moorlandschaft. Charlotte schloss in der Schule einige eher kühle Freundschaften, Branwell, der Junge, trank in der Dorfkneipe, Anne und Emily besaßen überhaupt keine Freunde. Kameradschaft kannten sie nicht, es sei denn untereinander.

Um das Jahr 1825 waren die Mutter und die beiden ältesten Töchter bereits gestorben und die Familie blieb beschränkt auf die uns wohlbekannten Glieder — den Rev. Patrick, 1777 geboren und seine Kinder: Charlotte, geb. 1816, Branwell, geb. 1817, Emily, geb. 1818 und Anne, geb. 1820. Branwell, Emily und Anne folgten einander innerhalb weniger

Monate der Jahre 1848—49 im Tode nach, alle im Alter von dreissig Jahren. Charlotte lebte acht Jahre länger, verheiratete sich und starb wenige Monate darauf in Erwartung ihres ersten Kindes. Der Rev. Patrick, der den Tod seiner Frau und seiner sechs Kinder mitangesehen, verschied in hohem Alter im Jahre 1861. Charlottens Gatte erlebte noch den Anfang unseres Jahrhunderts. Die Verfasserin kannte jemanden, der ihn persönlich gekannt: er soll ein mürrischer, bärtiger Mann gewesen sein, aber er war eben doch ein Glied der Brontë-Familie, und dieser beinahe ebenso eng verbunden wie Shelley den Brownings.

Alle Brontës, auch Branwell, der Junge, wurden Erzieher, was sollten sie anderes tun? Charlotte besass sogar den Ehrgeiz, eine gute Erzieherin zu werden und schleppte Emily mit nach Brüssel, um französisch zu lernen: die Aermste wäre dort fast gestorben vor Heimweh nach dem Moor. Das Leben im Pfarrhaus wies kein äusseres Merkmal eines besonderen Geschickes auf. Alles war musterhaft gehalten und geordnet. Das Haus blitzte vor Sauberheit, das selbstgebackene Brot war das beste im Dorf, die Halsbinde des Rev. Patrick blendend weiss und von Emily eigenhändig gebügelt. Alle Leidenschaften, welche die Pfarrkinder zu durchleben hatten, vermochten nicht im mindesten den geordneten Gang des täglichen Lebens zu stören. Mit Ausnahme von Anne, die zwar auch den typischen Zug der Familie besass, aber nur leicht berührt war vom Fluch des Familien-Genius, waren alle Brontë-Kinder zur Leidenschaft geboren und leidenschaftlich schöpferisch. Während ihrer ganzen einsamen Kindheit schrieben sie unaufhörlich wilde, überquellende Romane, in denen sie selbst auftraten in der Gestalt von Kaisern, Herzögen und Generalen. Diese Romane kamen Emily eines Tages zu statten, da sie aussprechen musste, was sie in ihrem eigenen Namen zu keinem menschlichen Wesen hätte sagen können und nur versteckt in ihren selbsterfundenen Gestalten zu sagen vermochte.

Ebenfalls mit Ausnahme von Anne waren alle Brontës verurteilt zu hoffnungsloser Leidenschaft. Branwell, dessen Unstetigkeit wohl dadurch verschuldet war, dass man bei ihm als einzigem schon im Kindesalter den Genius anerkannte, richtete sich durch Getränke und Drogen zu Grunde, zu denen er Zuflucht genommen hatte, um die Liebe zur Mutter seines Zöglings abzutöten. Charlotte verliebte sich rettungslos in den Direktor des Brüsseler Pensionnats, einen verheirateten Mann, der ihre Leidenschaft kühlen Auges, ja selbst ohne einen Funken Neugierde, mitanzusehen vermochte.

Aber der Fall von Emily ist anders und noch seltsamer. Von Emily ahnen wir nur etwas, wenn wir ihr zugestehen, dass sie dann und wann von einem überirdischen Gast heimgesucht wurde. Kein Schriftsteller englischer Zunge hat mit solch makellosen, klaren, ja kühnen Worten den Vorgang mystischen Erlebens und das Gefühl der Agonie bei der Rückkehr zur Erde geschildert. Kein Schriftsteller fand je einen solchen Ausdruck für die Bitternis und Sehnsucht des Fernseins, der Entbehrung. Der Gedanke berührt fast komisch, dass ein Streit darüber entstehen

konnte, ob Emily einen irdischen Liebhaber besessen oder nicht, wo es doch eine gedruckte Seite mit folgenden Worten gibt:

„So flamme denn, kleine Ampel, lodere steil und klar —
Horch, rauscht nicht ein Flügelschlag durch die Luft?
Er, dessen ich harre, gibt so mir sein Nahen bekannt:
Seltsame Macht, traue du meiner Stetigkeit, ich vertraue mich deiner
Kraft!“

Charlottens Genius lag in der Fähigkeit, die reale Welt zu erfassen, bis zur Weissglut zu erhitzen und von innen heraus zu gestalten, eine Fähigkeit, mit der sie uns über alle grotesken Züge ihrer Werke hinwegzuheben vermag. Aber niemand kann „Wuthering Heights“,*) Emilys einzigen Roman, lesen und einen Augenblick daran zweifeln, dass dieser aus einem ganz anders gearteten Erleben herausgeboren ist und einer fernen, entrückten Welt zugehört. Die Wirklichkeit war Emily nur im Wege. Sie zahlte ihr den Tribut, ohne je von ihr berührt zu werden. Gegen Abend scheint sich ihr Leben erschlossen zu haben, „in jenem klaren Himmelsdämmer, dem die Sterne am dichtesten folgen“ — und als ihr Morgen anbrach, da war er für sie nur das feindliche Licht, das nicht wärmt, sondern brennt. „Wuthering Heights“, sagt G. K. Chesterton, „ist wie von einem Adler geschrieben“. Ein Adler aber ist nicht in menschliche Leidenschaft verstrickt.

Charlotte war es vergönnt, den Ruhm zu erleben, doch gab er ihr nichts als furchtbares Kopfweh. „Jane Eyre“ und „Villette“ haben ihre absurden Seiten längst überlebt, denn diese sind belanglos, gemessen an der wahren Grösse der Werke, wie die körperliche Erscheinung der kleinen bebrillten Gouvernante, welche diese Bücher geschrieben, belanglos ist, gemessen an ihrer Bedeutung für die englische Literatur. Als „Wuthering Heights“*) beendet war, starb Emily, und auch im Tode steht sie allein, denn es gibt kein zweites Buch wie dieses.

Diejenigen unter uns, denen die Familie Brontë viel bedeutet und Emily mehr als alle anderen Schriftstellerinnen, sind den Gelehrten französischer Sprache und Kultur zu hohem Dank verpflichtet, die dem Zauber dieser Familie verfielen und den Namen Brontë in Europa bekannt machten. Es lässt sich keine bessere Einführung denken, als das Buch von Robert de Traz mit dem charakteristischen Titel „La Famille Brontë“. Denn hinter dem, was die einzelnen Glieder individuell geleistet, steht die Familie als Ganzes, und de Traz wusste das seltsame Drama dieses Familien-Lebens wunderbar zu gestalten. Bei uns hat jeder seine bestimmte Vorliebe für den einen oder andern der Familie: E. F. Benson schreibt über Charlotte, Romer Wilson über Emily und selbst in den Büchern, die den Namen der ganzen Familie tragen, lauert die Voreingenommenheit für dies oder jenes Glied. Aber im Buche von Robert de Traz bewegt sich in katastrophalen Spannungen die Familie als Ganzes, die schon an und für sich ein Drama darstellt. Ueberdies hat de Traz

*) „Die Sturmhöhe“. Uebers. von Grete Rambach.

auch dem Rev. Patrick seinen Platz im Drama zugewiesen, jenem sonderbaren Despoten, der allzu oft geschmäht oder gar übergangen worden ist, liess man ihn doch meist hinter seiner weissen, von Emily so tadellos gebügelten Halsbinde völlig verschwinden. Wir können nur hoffen, dass mit Hilfe dieses wunderbaren Führers die Brontës nicht mehr nur ein blosser Name bleiben, der irgendwie mit „Jane Eyre“ zusammenhängt, sondern dass ihr gesamtes Schmerzensschicksal, in individueller Hinsicht wie im Hinblick auf die ganze Familie, immer mehr Lesern ausserhalb Englands eine Bereicherung ihres Wissens um das unendliche Mysterium und die grenzenlosen Möglichkeiten der menschlichen Natur bedeuten möge.

M. D. Hottinger.

Carl Ludwig von Haller

An äusseren Anzeichen für den entscheidenden Einschnitt, welchen die Helvetische Revolution trotz ihrem kurzen Regiment im Ablauf der schweizerischen Geschichte darstellt, herrscht wahrlich kein Mangel. Doch die ohne weiteres greifbaren Wandlungen in Staat und Wirtschaft, welche sich nach der Revolution allmählich einstellten, sagen nicht alles aus über die Bedeutung dieses Buches. Um zu erfassen, wie tief die helvetische Erhebung das Volk aufgerührt hat, müssen wir auf die kulturelle Zersetzung der Schweiz seit 1798 zurückgreifen, welche Prof. Paul Wernle in seinem letzten grossen Werke eindrücklich geschildert hat, oder auf das Schicksal bedeutender und zeitbewusster Schweizer aus jenen Jahren. Beispielhaft scheint uns in dieser Hinsicht besonders das Leben Carl Ludwig von Hallers zu sein, dem Prof. Kurt Guggisberg unlängst eine erste zusammenfassende Darstellung gewidmet hat (Carl Ludwig von Haller. Band 87 und 88 der Sammlung: „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“, Frauenfeld 1938, Verlag Huber & Co. A.G.). Vor dem Umsturz tritt uns Haller als Erbe eines grossen, zu höchsten kulturellen Anstrengungen verpflichtenden Namens, als ehrgeiziger, wegen seiner fortschrittlichen Haltung den Standesgenossen verdächtiger Patrizier, als gewandter, rasch aufsteigender Diplomat entgegen — nach dem Zusammenbruch des Ancien Régime als unbarmherziger Kritiker, als Verfasser scharfer Artikel und Traktate, als Diener der reaktionären Fürstenhöfe, als unverstandener Theoretiker des alten Staates, als vereinsamer und schliesslich wegen seines Glaubenswechsels in der Vaterstadt verfemter Mensch.

Carl Ludwig von Haller war der Enkel eines in ganz Europa berühmten Naturforschers und Arztes und der Sohn eines Geschichtsschreibers, welcher den schriftlichen Quellen sowie der Vielfalt von Münzen und Medaillen der alten Eidgenossenschaft dreissig Jahre emsiger Forschung gewidmet hat. Doch war er auch Enkel und Sohn von Männern, die ihren Stolz in die gewissenhafte Ausübung bernischer Staatsämter setzten. Er selbst opferte dieser machtvollen Familienüberlieferung, indem er sein Leben gleichfalls in den Dienst am Staat und an der Wissenschaft

stellte; allerdings erhielten diese Grössen bald durch sein leidenschaftliches Wesen und durch die europäischen Umwälzungen eine ganz neue Bedeutung. Haller begann seine Laufbahn im 18. Altersjahr (1786) mit dem Dienst am Staate. Als Sekretär verschiedener Kommissionen sowie als Berichterstatter von Gesandtschaften an die eidgenössische Tagsatzung in Baden, nach Genf, Lugano, Mailand, Ulm und Rastatt nahm er an den verzweifelten Versuchen des bernischen Patriziats teil, sich gegen den expansiven Missionswillen der Französischen Revolution zu behaupten. Hatte er anfänglich den freiheitlich-demokratischen Anschauungen Rousseaus und den freihändlerischen Gedankengängen der französischen Physiokraten gehuldigt, so wurde er allmählich zu einem unbedingten Verteidiger der aristokratischen Herrschaftsform. Als es zu Konzessionen an die Untertanen schon zu spät war, arbeitete er im Auftrag seiner Standesgenossen allerdings eine gemässigt liberale Verfassung für den Kanton Bern aus. Doch der Untergang des stolzen patrizischen Staates entfremdete ihn den neuen, westlichen Ideen gänzlich. Erst trat er als Herausgeber der „Helvetischen Annalen“ in schroffe Opposition zu der schweizerischen Einheitsrepublik. Dann schloss er sich als Diplomat und Verfasser scharfer Streitschriften der aristokratischen Schweizer Emigration in Deutschland an. Später trat er in den Dienst des Wiener Hofes, welcher zum Sammelpunkt aller Gegenrevolutionäre geworden war.

Unter der von Napoleon erzwungenen Mediationsverfassung fand auch Haller wieder einen Platz im bernischen Staate, doch nicht mehr als tätiges Glied der Obrigkeit, sondern als Professor des allgemeinen eidgenössischen Staatsrechts und der Geschichte an der reorganisierten Berner Akademie. Von aussen betrachtet, trat Haller mit der Uebernahme dieses Lehramtes im Jahre 1806 an die zweite Aufgabe heran, welche die Familienüberlieferung ihm vorschrieb, an die Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis. Doch zur Pflege der reinen, unverzweckten Forschung eignet sich nur eine ruhige Zeit, nicht die stürmisch bewegte Epoche, in welcher Haller seine Lehrtätigkeit aufnahm. Selbst wenn er die Anlagen und das Rüstzeug zu dieser geläuterten Form der geistigen Arbeit besessen hätte, wäre sie ihm wohl durch die schweren Spannungen in der europäischen, schweizerischen und kantonalen Politik der ersten Jahrhunderthälfte verwehrt worden. In Wirklichkeit dienten seine schwach besuchten Vorlesungen, seine Lehrbücher und Traktate bis zu der momentanen „Restauration der Staatswissenschaften“ sowie seine zahlreichen Polemiken mit Fachgenossen einzig dem Kampf gegen die von Frankreich und aus dem einheimischen Bürgertum unaufhaltsam vordringenden Lehren von der naturgegebenen Gleichheit der Menschen, von der wesenhaften Freiheit des vernünftigen Menschen, von der Ueberlebtheit des Ständestaates, von der Notwendigkeit des allgemeinen Wahlrechtes, der parlamentarischen Regierung und der Freiheit des Bürgers vom Staat. Haller vertrat die Auffassung, dass die Menschen von Natur aus nicht gleich geartet und berechtigt seien, sondern durch ihre Geburt in eine bestimmte Lage innerhalb der Beziehung zwischen Herr und

Gefolgsmann, Regent und Untertan, Oberschicht und dienendes Volk hineingestellt seien. Dieser Lage müssten sie nach dem Willen der Vorsehung gerecht werden, die einen durch Dienst und Gehorsam, die andern durch Fürsorge und Weitblick; über den angeborenen Stand hinauszustreben, sei sündhaft. Die Menschen seien auch nicht frei, sondern auf die Leitung durch erleuchtete Obrigkeiten angewiesen. Die allgemeine Ausstattung des ganzen Volkes mit politischen Rechten vertrage sich nicht mit der natürlichen Ungleichheit der Geschöpfe. Eine Bindung der Regenten an die Mehrheit des Parlaments sei überflüssig, da die echte Obrigkeit schon durch die natürliche Weltordnung legitimiert werde.

Wie das politische System der Französischen Revolution, so war auch Hallers Auffassung von Staat und Gesellschaft, welche wir mit wenigen Worten angedeutet haben, an und für sich nicht beweisbar; sie beruhte auf der altbernischen Staatsüberlieferung sowie auf einer metaphysisch verankerten Weltanschauung. Aber Haller lebte in einer demokratischen Zeit, welche dem Wort eines Patriziers nicht mehr Glauben beimass als den Gegenargumenten seines „nur“ aus einem Burgdorfer Geschlecht hervorgegangenen Amtskollegen Samuel Schnell. Er lebte in einer rationalistischen Zeit, welche keine Meinung als Wahrheit gelten liess, sofern sie nicht mit „schlüssigen“ Beweisen unterbaut war. Deshalb suchte auch Haller nach Argumenten zur Stützung seiner Lehre. Erst „bediente“ er sich spekulativer Erörterungen über das Naturgesetz. Dann zeigte er, wie schön sein System sich mit den Lehren der Bibel „belegen“ lasse. Vor allem suchte er nach geschichtlichen Beweisen.

Unter den Gegnern des Liberalismus in ganz Europa genoss der „Restaurator der Staatswissenschaften“ zeitweilig grosses Ansehen. In seinem Vaterlande konnte er es weder als Prophet noch als Politiker zu dauernder Geltung bringen. Aus Verzweiflung über seinen erfolglosen Kampf gegen die Auflösung der alten Ordnungen suchte er Rückhalt an den letzten Garanten einer hierarchisch-aristokratischen Weltordnung. Erst trat er, ein Nachkomme hervorragender Vertreter der schweizerischen Aufklärung, zur katholischen Kirche über, welche gerade zu jener Zeit unter Führung der Jesuiten die absolute Geltung des Papsttums sowie die strenge Rangordnung der geistigen Werte und der geistlichen Würden zu erneuern begann. Bern brach den Stab über den Abtrünnigen und schloss ihn aus dem Grossen Rate aus. Die Nachricht über diese strenge Strafe erreichte Haller in einem Augenblicke, da er schon im Begriffe stand, sich noch enger mit den Hütern der absolutistischen und der aristokratischen Ueberlieferung zu verbinden. Aus der Arbeit am bernischen Staat trat er in den Dienst der letzten Bourbonen auf dem französischen Königsthron über. Doch dieser Thron konnte dem un-nachgiebigen Vorkämpfer der alten Ordnungen nur für kurze Zeit einen Rückhalt verleihen. Als er zusammengebrochen war, liess Haller sich in der unmittelbaren Nachbarschaft seiner Vaterstadt, doch auf katholischem Boden nieder: in Solothurn. Von einem ruhigen, vornehmen Landsitz in dieser bischöflichen Residenz aus versuchte er noch lange

Jahre mit scharfen Artikeln und beschwörenden Traktaten das Vordringen des „Neuen Geistes“ aufzuhalten. Allein diese Publizistik zeitigte gleich wenig Erfolg wie sein ganzes Ringen mit dem aufsteigenden Liberalismus. Haller starb vereinsamt und von der Menge vergessen, nachdem der schweizerische Bundesstaat schon seine ersten Stürme überstanden hatte.

Das Schicksal Carl Ludwig von Hallers zeigt, dass der Geist der Französischen Revolution nicht bloss seine Anhänger im Volke, sondern auch seine Gegner entwurzeln konnte, sodass sie in ihrem Herzen, aber auch in ihrer Heimat keine Bereitschaft mehr fanden zur lebendigen Berührung, zum sachlichen Gespräch, zur echten Begegnung. Wieviel Leid und Bitternis sich aus dieser Entfremdung für einen stolzen Patrioten wie Carl Ludwig von Haller ergeben musste, lässt uns Professor Guggisberg allerdings nur andeutungsweise spüren, denn sein Buch ist bei aller Genauigkeit und Dokumentiertheit mit einer auffallend geringen inneren Anteilnahme geschrieben. Hallers Leben gehört heute der Geschichte an. Doch wirken Spuren seines Geistes in dem leidenschaftlichen Kampfe nach, welchen Gonzague de Reynold und der unlängst verstorbene Freiburger Abbé Savoy noch in unseren Tagen gegen das Erbgut der Französischen Revolution in Wort und Schrift zu führen pflegen.

Georg C. L. Schmidt.

Alte Schweizer Kupferstiche und Bücher

Buch- und Kunstantiquariat

AUGUST LAUBE - ZÜRICH

zum großen Pelikan **Talacker 29** Telephon 58.224

Rudolf Schnorf A.-G., Zürich

Kohlenimport

Hauptbureau Peterstraße 20 - Tel. 31 269

empfehlen franko Behälter

Kohlen - Koks - Brikets - Heizöl - Brennholz

Für jede Feuerung das geeignete Brennmaterial in erstklassigen Qualitäten